

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Photogr. v. H. NOIL GLESEN.

1914 - 176

An den Ufern der Drina.

Roman aus der Zeit der Annexion von Ernst Klein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

13. Kapitel.

In Racovac spürte man von dem Sturm, der sich neuerdings erhob, nicht viel. Der Dienst ging seinen gleichmäßigen Gang weiter. Im Gegenteil, Franz und Desider verdoppelten noch ihre Wachsamkeit. Sie wußten ganz genau, welche wertvollen Gefangenen sie in der Gräfin hatten, und waren jeden Tag darauf gefaßt, daß der eine oder andere Versuch zu ihrer Befreiung gemacht werde.

Als sie die Gefangennahme der Gräfin und ihrer beiden Begleiter gemeldet hatten, war der Befehl gekommen, Djuba unter sicherer Bedeckung nach Blasenice zu transportieren, von wo er nach Sarajevo gebracht werden sollte. Betreffs der Gräfin wurde nur angeordnet, daß sie bis auf weiteres in Racovac zu verbleiben habe.

„Himmelhergott!“ fluchte Franz. „Die Herren in Sarajevo machen sich die Sache verdammt leicht. Weil sie augenscheinlich nicht recht wissen, was sie mit dem ungebetenen Gast anfangen sollen, müssen wir hier Gefängniswächter spielen.“

„Ich verstehe auch nicht,“ stimmte Desider bei, „warum sie gerade uns die Gräfin anvertrauen. In Sarajevo haben sie doch solidere Gefängnisse als wir hier.“

„Vielleicht wollen sie die ganze Geschichte vertuschen, um die in Petersburg nicht noch mehr zu giften. Wenn das austäme, daß die österreichischen Behörden eine russische Geheimagentin hopp genommen haben, dann ist der Teufel los.“

„Ich wollte, er wäre schon los!“ rief Desider.

„Ich auch. Wissen möcht' ich,“ polterte der Kamerad, „wovon wir Oesterreicher uns eigentlich fürchten. Wir sind ja die Stärkeren. Und der Stärkere hat immer recht.“

„Auf Recht oder Unrecht, glaube ich, kommt es hier nicht an. Sondern darauf, wer der Schlaunere ist. Wir Soldaten kommen erst zum Wort, wenn sich die Diplomaten nichts mehr zu sagen haben.“

„Ich fürchte, darauf können wir noch lange warten. Da werden wir noch oft die geliebte Straße nach Wittkovic hinunter- und hinaufreiten, ehe dieser Fall eintritt.“

„Leider,“ seufzte Desider.

„Herzlieb, gleich wird er weinen,“ spottete Franz gutmütig.

„Weinen nicht,“ erwiderte der andere ernst, „aber ich kann dir nicht sagen, wie ich den Krieg herbeisehne. Weißt du, es klingt wie eine hohle Phrase — aber du bist ja mein Freund und wirst es mir glauben, wenn ich es dir sage: Mir ist, als müßte ich etwas abwischen, ich bin nicht mehr das, was ich war.“

„Ach, rede keinen Stiefel...“

„Rein, Franz, ein Offizier, der vor dem Feinde steht, darf das nicht tun, was ich getan habe...“

„Ein Mädchen küssen, das er liebt? Na, das wär' noch schöner! Geh', Desi, du red'st wie die Kuh' um den Brei herum. Du bist melancholisch, weil du dich nach ihr sehnst — das ist alles!“

Desider lächelte trübe.

„Du willst mich nicht verstehen,“ sagte er. „Aber wenn du der Ansicht bist, warum gehst du dann der Grefow aus dem Wege?“

„Ah, lieber Freund, das ist ganz etwas anderes. Die Grefow wollte aus mir einen Hochverräter machen und glaubt sicher heute noch, daß es ihr gelingen wird. Sie hat mir die schwerste Kränkung angetan, die man einem Mann zufügen kann. Ein Mann, der nur ein bißchen Stolz besitzt, kann das nicht vergessen. Aber dein Mädchen hat von dir nichts anderes wollen als Liebe und nur Liebe — ein Narr wärest du, Freundel, hättest du sie ihr verweigert.“

Aber Desider war nicht zu überzeugen.

„Du bist einer von den Starken,“ entgegnete er, „die sich nicht von sich selbst unterkriegen lassen. Du hast dir gesagt, ich darf das Weib nicht lieben. Und du hast dir gehorcht. Aber ich habe nicht die Kraft dazu. Ich weiß ganz genau, ich darf dieses Mädchen nicht lieben, das da drüben einer feindlichen Bande angehört — o, ich weiß es! Und doch komm' ich nicht über diese Liebe hinweg. Wenn ich an jene Nacht zurückdenke, Franz... wird mir die Brust zu eng vor Seligkeit. Und dann, dann... in dieser Nacht hab' ich meine Pflicht als österreichischer Offizier verraten. Glaub' mir, für mich gibt's nur einen Ausweg — die Kugel. Und wenn sie nicht von drüben kommt...“

„Hör' auf, du Narr!“ rief Franz dazwischen. „Wenn der Krieg kommt, dann haust du deine Seelenschmerzen dem geehrten Herrn Gegner in den Schädel hinein. Na, und haben wir das Pech, und kommt der Krieg nicht, dann gehst du halt nachher hin und machst Hochzeit.“

Aber wie er auch redete, ernst, heiter, spöttisch oder tadelnd — er konnte Desider nicht mehr umstimmen wie früher. Immer düsterer wurde der Freund, und oft sah Franz in seinen dunklen, verträumten Augen ein heimlich Flackern, das ihn erschreckte.

Er selbst hatte längst sein Gleichgewicht wiedergefunden. Desider hatte recht: er war einer von den Starken, die sich nicht von sich selbst unterkriegen lassen. Selbst wenn jene Frau keine Freundin Oesterreichs gewesen wäre, hätte er sich ihr nicht mehr genähert. Die Schmach, die sie ihm in ihrem Douboir angetan, die vergaß er nicht. War ihm auch der Kampf im Anfang schwer geworden, von da er sich durchgerungen, hatte er für Olga Grefow nichts als jene kränkende Erinnerung.

Drei Wochen saß sie schon in dem kleinen Bauernzimmer in Racovac gefangen. Eine verlässliche Bauernfrau war ihr als Dienerrin zugewiesen, und wenn sie Wünsche aussprach,

die zu erfüllen waren, hatte man sie erfüllt. Sie konnte sich ziemlich frei in dem Hause bewegen, konnte in den Garten hinausgehen oder die Fenster ihres Zimmers öffnen. Nur die Posten mit aufgezogenem Bajonett, die sie im Garten, vor ihrer Türe, vor ihren Fenstern sah, erinnerten sie daran, daß sie eine Gefangene war und bewacht wurde.

Aber sie dachte gar nicht daran, zu entfliehen. Sie saß stundenlang verborgen hinter den Kattunvorhängen ihrer Fenster und wartete. Wartete darauf, daß Franz zu ihr käme. Und sie, das stolze, hochmütige Weib, lernte das Weinen, als sie sah, daß er nicht kam. Wie oft ging er am Hause vorüber, streifte es mit gleichgültigem Blick, aber nie trat er ein. Wie oft vernahm sie, wenn sie im Garten frische Luft schöpfte, sein gesundes, fröhliches Lachen. Einmal sah sie ihm zu, wie er seinen getreuen Bernhardiner im Schnee herumhockte. Ihre großen blauen Augen füllten sich mit Tränen — sie wurde unglücklich, sie, die Gräfin Olga Orelow!

Tausend Pläne faßte sie, um ihn zum Kommen zu zwingen. Sie wollte sich krank stellen. Dann wieder wollte sie ihm politische Geheimnisse verraten. Und die tausend Pläne verwarf sie wieder. Ein Tag um den andern ging hin, ohne daß sie ihrer Sehnsucht Ziel erreichte. Und wenn man sie erst abholte, um sie in Sarajevo vors Gericht zu stellen, dann war ja alles verloren.

Sie wollte sich nicht einsperren lassen. Sie wollte frei sein, um ihrer Liebe leben zu können. Oft malte sie sich die Zukunft in goldenen Farben und lullte sich selber in einen Traum von Glück und Hoffnung. War sie erst frei, dann warf sie alles hinter sich, alles — mochten sie in Petersburg tun, was sie wollten. Die Liebe dieses Mannes wog ihr die ganze Welt auf.

Und in einer solchen hoffnungsfreudigen Stimmung faßte sie einen Entschluß. Sie wollte ihn zu sich bitten lassen, wollte ihm offen, ohne Rückhalt ihre Liebe gestehen und all das, was sie erhoffte und erträumte. Sie schickte also ihre Dienerin zu ihm herüber mit der Bitte, ihr eine Unterredung zu gewähren.

Gleichmütig folgte Franz der Aufforderung. Allerdings, als er ihr gegenüberstand, als er in das bleiche, durch den Kummer noch verschönte Antlitz blickte, da bekam sein Stolz einen fühlbaren Ruck. Das war nicht das hochfahrende, hochmütige Weib, das er in seiner Erinnerung hatte, sondern eine demütig bittende Frau.

„Sie haben mich rufen lassen, Frau Gräfin“, sagte er und bemühte sich, seiner Stimme einen möglichst ruhigen Klang zu geben. „Womit kann ich Ihnen dienen?“

Sie antwortete nicht gleich. Schwer atmend strich sie sich die in die Stirne fallenden Haare zurück und blickte ihm forschend in das gesunde, gebräunte Gesicht. Kengstlich suchte sie darin eine Miene, in der der Widerschein ihres eigenen Gefühls glänzte. Aber sie suchte vergeblich. Er wandte den Blick nicht ab, wie damals, da er auf der Fahrt von Pales mit ihr auf dem Wagen saß, sondern sah ihr ruhig und grade entgegen. Das Bewußtsein, jetzt der Stärkere zu sein, machte ihn noch stärker.

„Was wünschen Sie, Frau Gräfin?“ wiederholte er höflich und kalt.

Mühselig rang sie sich die Worte ab.

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Oberleutnant“, sprach sie endlich, „daß ich Sie belästige, allein ich möchte Sie bitten, mir zu sagen, was mit mir eigentlich werden soll.“

„Ich bedauere, Ihnen das nicht sagen zu können“, lautete seine Antwort. „Ich weiß es selbst nicht.“

„Man wird mich anklagen, vor ein Gericht stellen?“

„Frau Gräfin, ich wiederhole Ihnen, daß ich nichts hierüber weiß. Ich habe nur den Befehl, Sie hier bis auf weiteres in Gewahrsam zu halten.“

„Sie möchten mich wohl gern fort haben von hier?“

Unter den langen seidnen Wimpern brannten ihre Augen auf ihn.

„Es ist mir peinlich“, erwiderte er gelassen, „den Gefängniswärter einer Dame von Ihrem Range spielen zu müssen. Und dann wird unseren armen, ohnehin so ange strengten Leuten der Dienst nur noch erschwert.“

„Ah!“

Ihre feinen, weißen Hände verkrampften sich in ihr Taschentuch. Für einen Moment schien es, als wollte ihr alter Stolz wieder hervorbrennen, aber in der nächsten Minute sank sie leise aufschluchzend auf einem Stuhl zusammen. Franz stand steif auf demselben Fleck und biß die Zähne

zusammen. Es ist Komödie, wie damals, sagte er sich. Komödie, nichts als Komödie! Aber dennoch begann sein Herz zu schlagen, wild und heiß.

„Kann ich gehen, Frau Gräfin?“ fragte er.

Sie antwortete nicht, aber ihr Schluchzen wurde stärker und erschütterte ihre Glieder. Er wartete noch ein paar Augenblicke, dann machte er eine gemessene Verbeugung und wandte sich zur Türe.

„Franz!“

Wie ein Lasso kam der Schrei hinter ihm drein geschneelt und riß ihn herum. Etwas war darin, was ihn zurückhielt.

Sie war aufgesprungen und hielt sich mühsam am Tische aufrecht. Die Tränen, die ihr die Wangen herabströmten, versuchte sie nicht zurückzuhalten, und stehend streckte sie den einen Arm nach ihm aus.

„Franz, gehen Sie nicht so von mir!“ rief sie. „Sonst, ich schwöre es Ihnen, mach' ich ein Ende mit mir. Ich ertrage es nicht länger!“

„Frau Gräfin, es hat doch keinen Zweck...“ murmelte er.

„Welchen Zweck soll es denn haben?“ schrie sie in ihrer Erregung. „Welchen Zweck? Glauben Sie denn, ich will mir meine Freiheit von Ihnen erschleichen? Wenn Sie alle Ihre Soldaten wegschicken, alle Türen aufreißen, gehe ich nicht fort. So begreifen Sie doch endlich! Ich ersehne mir doch nichts anderes, als hier bei Ihnen gefangen zu sein. Durch das Fenster kann ich Sie sehen. Ich kann Ihre Stimme hören... Franz, Franz, ich liebe Sie ja!“

Komödie, Komödie, redete er sich in einem fort vor. Sie versucht es jetzt von der tragischen Seite.

Sie las ihm die Gedanken von seiner finster zusammengezogenen Stirn ab.

„Sie glauben mir nicht... Sie wollen mir nicht glauben“, rief sie, verzweifelt die Hände ringend. „Können Sie denn nicht vergessen?“

Gerade mit diesen Worten hatte sie seine empfindlichste Stelle getroffen. Er trat einen Schritt zurück.

„Nein!“ sagte er hart.

Wieder sank sie zusammen.

„Sie rächen sich grausam“, flüsterte sie. „Können Sie denn nicht verzeihen? Wie Sie immer Ihre Pflicht tun und stolz darauf sind, so tat ich damals meine Pflicht! Sie waren mir fremd, gleichgültig wie alle die Männer, die ich bis dahin kennen gelernt habe. Ich glaubte, Sie würden mir auch zu Diensten sein wie diese Schwächlinge alle. Und eben deshalb, weil Sie es nicht taten, weil Sie der Stärkere blieben — eben deshalb liebe ich Sie ja! Franz, können Sie denn nicht begreifen, daß eine Frau wie ich nur einen Mann lieben kann, zu dem sie aufblicken muß?“

„Was nützt das alles, Frau Gräfin? Jetzt ist es zu spät.“

Seine Worte klangen nicht mehr kalt und abweisend, sondern die Bitterkeit, die in ihm aufstieg, schlug durch. Hätte sie damals so gesprochen, welche Seligkeiten hätten sich ihm geöffnet! Nun war das Tor zugefallen, sie stand drüben, er herüber und...

Ah was! Er reckte sich hoch auf.

„Frau Gräfin“, sagte er, und wider seinen Willen klang seine Stimme weich, fast zärtlich. „Es ist besser für uns beide, wir beenden diese Unterredung. Was geschehen ist, können wir nicht mehr ändern...“

Aber da hing sie schon an ihm.

„Ja, wir können es“, stieß sie hervor. „Wir können, wir werden es ändern. Jetzt zur Verräterin an der Sache zu werden, der ich dienen mußte, widerstrebt mir, und dann, Sie würden mich noch mehr verachten... nein, nein, hören Sie mich an!“ flehte sie, als er sich freimachen wollte. „Aber dann, wenn der Krieg vorbei ist, wenn wir beide wieder uns selbst gehören, dann lassen Sie mich zu Ihnen kommen, als Frau, als Geliebte, als Dienstmädchen... Ich will's büßen, was ich verbrochen habe. Büße ich denn nicht schon jetzt? Und ich will dich lieben, wie nie noch ein Weib einen Mann geliebt hat... so höre mich doch, Franz — Franz...“

Mit einem Ruck riß er sich los. Welchen Kampf mit sich selbst ihn das gekostet, das wußte nur Gott allein.

„Ich darf Sie nicht anhören, Frau Gräfin“, sagte er. „Wenn Sie ruhiger sein werden, glauben Sie mir, werden Sie es selbst zugeben. Zwischen uns muß alles aus sein.“

„Nein — nein“, gelte sie.

Da hob er die Fassungslose auf wie ein Kind und ließ

Ne sankt auf einen Sessel niedergleiten. Dann ging er mit festem, schnellem Schritt hinaus.

Einen Moment startete sie ihm nach. Dann sprang sie auf und stürzte hinter ihm drein. Als sie auf die Diele hinauskam, fiel grad hinter ihm die Haustür ins Schloß.

Vor ihr stand der Wachtposten, und auf seinem Gewehr blühte das Bajonett.

(Fortsetzung folgt.)

Warum amerikanische Milliardäre arbeiten.

In dem vor kurzem erschienenen dritten Teil seines Deutschen Lausebuben in Amerika (Verlag Robert Dug, Stuttgart) schließt Erwin Rosen seine amerikanischen Erinnerungen ab*), dieses köstliche Buch voll sprudelnden Humors und modernster Abenteuerromantik, dessen hohe Auflagesziffern beweisen, mit welcher Freude es von der deutschen Lesewelt entgegengenommen wurde. Erwin Rosen schildert im dritten Teil seine Erlebnisse, die ihn u. a. als eine Art Räuberhauptmann mit einem geheimnisvollen Schiff voll Waffen nach Venezuela führten (was beinahe sehr übel abgelaufen wäre), mit derselben Frische und packenden Anschaulichkeit, die den beiden ersten Teilen ihren großen Erfolg sicherten. Daneben aber zeigt er sich als einen der besten Schilderer amerikanischen Lebens; seine Kapitel: „Newport und die Newporter“ und „Die sogenannte Amerikanerin“ gehören zum vorzüglichsten, was je in dieser Art geschrieben wurde. Mit Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung veröffentlichten wir im folgenden einige Seiten aus dem Buche, die uns die amerikanische „Religion der Arbeit“ zeigen, diese unfasbare Arbeitsfreude, die uns Europäer immer wieder vor neue Rätsel stellt und neue Triumphe bestaunen läßt. Erwin Rosen schreibt:

Der Dollar regiert über das Land und regiert noch härter im intensiven Newyork. Doch was bei dem Neuansterdamer etwas unendlich Grobes, sinnvel Geldgieriges, abstoßend Häßliches war, hat sich bei seinem Nachkommen von heutzutage zu einem großartigen Glaubensbekenntnis an Arbeit, Leistung, Tätigkeit verfeinert, vergrößert, veredelt. Das bloße Geldverdienen ist zu einem Hohelied der Arbeit geworden. Der Newyorker kämpft beileibe nicht nur um den Dollar, um reich zu werden, sondern der Kampf an und für sich ist ihm Notwendigkeit, Pflicht, Stolz, Liebe. Derjenige, der nicht mehr in der Arbeit steht, ist ihm ein Nichts, eine Null. Der hat sein Bestes weggegeben und ist eine Drohne, die essen mag und schweigen. Der hat nicht mehr mitzureden und wenn er Millionen besäße. Es gibt in dieser Stadt der reicheren Beute fast gar keinen oder gar keinen Reichen, der sich aus Alterszeit feste, um sich seines Goldes in Ruhe zu erfreuen. Die weltbekannten Milliardäre, die sich mit größerem Recht vielleicht als mancher Fürst, Herrscher nennen könnten, arbeiten in ihren Büreaus in der Finanzstraße Wallstreet gerade so viel und angestrenzter vielleicht als der arme Arbeiter irgendwo in einem Weltwinkel, der mit großaufgerissenen Augen von diesen Milliardären liest und sich unter ihren Besitzern glücksfreudige Genießer vorstellt, erstaunliche Geldprogen, die im Golde wühlen und vom Golde schlammten.

In Wirklichkeit arbeiten diese Leute schwer und überlassen in gebuldiger Amerikanerart das Genießen und Verschwenden ihren Frauen und Töchtern. Die mögen sich mit Brillanten behängen und englische Herzöge heiraten und in ihrem Kreise der obersten Vierhundert Tollheiten von wahnsinnigen Gastmählern und unerhörten Verschwendungssorgen erfinden. Er, der Herr des Geldes, bleibt aus freiem Willen sein Knecht. Ihm ist am wohlsten, wenn er von seinem Schreibtisch aus in einem menschenabgeschlossenen Privatkontor die Telegramme in die Welt hinausjagt, die Entscheidungen trifft, die Pläne erfindet, die die ungeheure Macht des Geldes in arbeitende Bewegung treiben. Sie sind oft genug und am meisten in ihrem eigenen Lande die Geißeln der Menschheit genannt worden, diese überreichen amerikanischen Milliardäre, die in ihrer gigantischen Brutalität, ihrer übermenschlichen Gold-einsamkeit, ihrem Druck auf die große Masse der Menschen eine der eigentümlichsten Erscheinungen amerikanischer Art bilden. Sie gehören zu den Unbegreiflichkeiten der Welt. Der eiserne Wille, die enorme Intelligenz, der unheimliche Wagemut, der Hunderte, Tausende von Millionen zusammenrafft, ganz gleichgültig, ob auf ehrlichem oder unehrlichem Wege, und die Zustände vor allem, in denen diese Napoleoniden des Goldes überhaupt möglich sind, erscheinen als etwas nahezu Unfassbares. Die Widersprüche in ihrem Leben und Wirken sind unlöslich. Ein Rockefeller — ein armer, schwer magenkranker Mann, der sich von Milch ernähren muß — verfolgt mit eisalter Grausamkeit jeden Petroleumproduzenten, der sich seinem Willen nicht fügt, und macht mit voller Ueberlegung Tausende von Menschen, die ihm im Wege stehen, zu Verlierern. Des Sonntags aber leitet der gleiche Mann eine Sonntagschule und predigt jungen Männern Frömmigkeit und christliche Liebe. Ein Rätsel. Es wäre lächerlich, da an Heuchelei zu denken, denn Heuchler haben ihre Zwecke, und der Petroleumkönig ist schon

in den allerersten Jahren seines kaufmännischen Lebens so reich geworden, daß er wahrlich Heuchelei nicht nötig hatte.

Ein Carnegie schenkt den Armen der Welt etwas ganz Großes. Gute Bücher. Die Bibliotheken, die seinen Millionen ihre Existenz verdanken, schießen wie Pilze empor in den großen Städten. Wo in der Welt auch nur ein tapferer Mann einem Menschen das Leben rettet und dabei selbst zugrunde geht oder an seiner Gesundheit schwer geschädigt wird, da ist helfend und tröstend der Carnegie-schatz für Lebensretter da; viele Millionen von dem einstuigen Stahlkönig der selbstlosen Tapferkeit gewidmet. Der arme Arbeiter, der dem ertrinkenden Mädchen nachspringt und seine Selbstlosigkeit mit dem Leben bezahlet muß, hinterläßt Frau und Kinder. Hier springt Carnegie ein, ob die Tat nun in Amerika geschehen ist oder in Europa, in England, Frankreich, Deutschland, in Japan oder Australien. Und diese Carnegiegesellschaft hat sich nicht etwa auf ein kleines Schema festgelegt und verteilt Piennege, sondern sie gibt Kapital, auf daß die Witwe sich selbst helfen kann. Die durchschnittliche Spende beträgt 3000 Mark, kann jedoch, je nach den Verhältnissen, eine Höhe von 50 000 Mark erreichen. Der gleiche Mann jedoch, der in warmem Ritzfühlen für wertvolle Menschen sorgen will, hat als amerikanischer Stahlkönig ein verrücktes System der Arbeiterausbeutung geschaffen, das jeden sozial denkenden Menschen auf das tiefste empören muß. Er ließ nicht nur auf Akkordlohn arbeiten — das „Du erhältst bezahlt, was du dir verdienst!“ ist ein gesundes Prinzip —, sondern er erfand eine sehr feine neue Nuance. Er verlangte von den vielen Tausenden von Arbeitern der vielen Stahlwerke eine Mindestleistung im Akkord und zwar eine so hoch bemessene Mindestleistung, daß der Arbeiter eine versäumte Minute gar nicht nachholen konnte. Und aber den Arbeiter stellte er den Aufseher. Nicht etwa den altmodischen Aufseher, der halb technisch leitet und halb polizeilich in Ordnung hält, sondern den modernen amerikanischen Carnegie-aufseher: den „Dezweischemmann“! Den Treiber, den Seyer, der die Mindestleistung herauspressen mußte und — zusammen mit dem Arbeiter „kloog“, wurde sie nicht erreicht. Diese eiskalte kaufmännische Berechnung ergab ein vorzügliches Resultat. Die Stahlarbeiter schwoigten sich die Seele aus dem Leib und gaben jeden geschlagenen Tag von den dreihundert Arbeitstagen des Jahres alles her, was an Kraft in ihnen war. Natürlich bezogen sie hohe Löhne auf diese Weise und waren sehr zufrieden. Daß aber ein solcher Arbeiter im Alter von fünfundvierzig Jahren ein völlig zerrüttetes menschliches Braut war und überhaupt nicht mehr arbeiten konnte — das wußte der Arbeiter vorläufig noch nicht, und Herrn Carnegie war es sehr gleichgültig.

Das eine, das für Amerika und die Amerikaner charakteristisch, im Newyorker potenziert, im Milliardär verungeheuerlich ist:

Die heillose Freude an der Arbeit!

Nichts anderes kann diesen armen reichen Milliardär erklären, der im Golde fast erstickt und sich doch abradert bis zu seinem Todestag; nichts anderes diesen Newyorker, der arbeiten muß, ständig arbeiten, im Lauffschrittempo arbeiten, weil er sonst krank werden würde. Es ist, als habe sich raffinierte Schöpferkraft einen Speziallohn für Amerika und die Amerikaner ausgebracht: sie hat ins amerikanische Gehirn einen für ihre Evolutionszwecke sehr praktischen neuen männlichen Ehrbegriff gelegt!

Die Ehre des Mannes liegt in seiner Arbeit.

Hörst du zu arbeiten auf, so wirst du ehelos!

Niedriges Geldhastet wird zu höchstem Ehrbegriff und großem Lebensideal. Und man sollte diese fürchterlich zusammengewürfelte Stadt des Geldes und ihre dahinstehenden Menschen nicht lustlos schelten. Mir ist mein Arbeitspaßten in Newyork eine unbeschreiblich freundige Erinnerung und es will mir scheinen, als hätte dieses Vorwärtsschreien von Tag zu Tag große Begeisterung mit etwas Schönerem gehabt: Begeisterung! Und wenn ich von dem unglücklichen Dollar-Newyorker lese, den das furchtbare Arbeitspaß seiner freudlosen harten Stadt unerbittlich vorwärts und immer vorwärts treiben soll, dann denke ich lachend an die frischen Gesichter und das frohe Wesen dieser angeblich so bodenwärtigen Leute. Ich habe nirgends so viel Frohsinn im täglichen Arbeitsleben angetroffen, so viel Freude an der Arbeit, so viel Güte im überbürdeten Menschen. . . Wenn ein armer Teufel in einem der Kiesenrestaurants Newyorks um Arbeit vorfragt, so wird ihm einer der geplagten Leiter ganz gewiß drei Minuten schenken und als einfache Selbstverständlichkeit ihn anhöhen — in den entsprechenden Kiesenrestaurants von Berlin oder Paris würde man den Kuckuck dergleichen tun! Das ist nicht etwa ein ganz vereinzelt, sondern nur ein besonders merkwürdiges Beispiel! Dieser haltende, eifende, schreckliche, rasende Arbeitsroland von Newyorker hat immer ein wenig Zeit und immer ein wenig Güte für das übrig, was man den „lieben“ Nebenmenschen zu nennen pflegt. Man merkt das an Schritt und Tritt. Der berüchtigte pollockman gibt einem in liebenswürdigster Weise über alle möglichen und unmöglichen Dinge Auskunft; der reiche Kaufmann empfängt ohne weiteres einen gänglich Unbekannten, wenn dieser nur einen halbwegs vernünftigen Zweck seines Besuches anzugeben weiß; der Nachbar in der Bar oder im Restaurant hat immer Zeit übrig für eine Lebenswürdigkeit, einen praktischen Hinweis, eine Verbündlichkeit einem ihm völlig Fremden gegenüber. Das ist wieder einer jener

*) Der deutsche Lausebub in Amerika (Memoirenbibliothek IV. Serie 7. Band, Robert Dug in Stuttgart). Preis gebunden 8 Mk.

Widersprüche, aus denen der moderne Neuyorker zusammengesetzt zu sein scheint.

Und deshalb ist dieses Neuyork, das holländische Kaufleute gründeten und Fremdlinge aller Nationen ausbauten, zu einem typischen Wahrzeichen des Reiches Amerika geworden. Denn nur einen einzigen eigenen Charakterzug hat dieses amerikanische Reich von Fremdlingen aller Nationen Erbanen:

Tätigstes Leben!

Vermischtes.

* Die Ehrenlegion und der Feind. Man hat in Frankreich diesmal reinen Tisch gemacht und alle Gemeinschaft mit dem Feinde, auch wenn sie gekistiger Art ist, ausgegeben. Aus der Liste der Ehrenlegion sind die Inhaber der Großkreuze ebenso wie die einfachen Ritter unter Protest gestrichen worden, soweit sie österreichischer oder deutscher Nationalität sind: Diplomaten, Militärs, Gelehrte und Künstler. Sie dürfen das rote Bändchen nun nicht mehr im Knopfloch tragen. 1870 ist die Regierung toleranter gewesen. Das mag daher kommen, daß die dem Kaiserreich schnell gefolgte republikanische Regierung zuerst dem kaiserlichen Orden keinerlei Wert beilegte, ob ihn nun Freund oder Feind besaß. So war es möglich, daß im Schmuck dieses höchsten französischen Ordens ein deutscher General die Hauptstadt Frankreichs mit belagerte und besetzte. Es war dies Erzengel v. Hartmann, der kommandierende General des bayerischen Armeekorps, das den letzten Sturm auf Paris siegreich anführte. Er war gerade einige Tage vor diesem Sturm, im Januar 1871, 76 Jahre alt geworden und blickte auf eine bald sechzigjährige militärische Laufbahn zurück. Ihm war es vergönnt, als junger bayerischer Leutnant im Heere Napoleons die Schlacht bei Belle Alliance mitzumachen und der große Kaiser heftete ihm für persönliche Tapferkeit selbst auf dem Schlachtfelde das Kreuz der Ehrenlegion an die Brust. Einer solchen allerhöchsten französischen militärischen Auszeichnung konnte sich 1870 kein einziger Offizier des französischen Heeres rühmen. So hat ein Leutnant aus der Armee Napoleons I. an den republikanischen Epigonen die dem Bonapartismus angetanen Frevel gerächt.

Büchertisch.

** Meyers Historisch-Geographischer Kalender für das Jahr 1915. 19. Jahrgang. Mit 365 erläuterten, historisch und geographisch denkwürdigen Landschafts- und Städtebildern, Porträten, interessanten Darstellungen aus dem Gebiete der Literatur-, Natur-, Kultur- und Kunstgeschichte, einer Gedentagereise, einer Jahresübersicht mit astronomischen Notizen, einem Register und einem Kalendarium auf der Rückseite. Als Dreißigkalender eingerichtet. Preis 1 Mark 85 Pfennig. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. Trotz des Krieges erschien jedoch als Vorbote für das kommende Jahr „Meyers Historisch-Geographischer Kalender für 1915“. Wie der Verlag bei Uebersendung des Besprechungsstüdes mitteilt, war der Druck der Auflage gerade beendet, als der Krieg ausbrach. Der neue Jahrgang kann also noch keine Angaben über unsere Kämpfe und Siege in Ost und West bringen. Doch bietet er in der Spalte „Bemerkungen“ genügend freien Raum zur handschriftlichen Eintragung der Kriegsergebnisse. Es dürfte sich also empfehlen, den Kalender baldigst zu beschaffen und ihn nach den amtlichen Meldungen von den Kriegsschauplätzen selbst zu ergänzen. Ueber die Vorgänge des nun bereits im 19. Jahrgang erschienenen Kalenders brauchen wir Neues nicht hinzuzufügen. Nach alter Gepflogenheit zeigt wieder jedes seiner 365 Blätter ein neues, charakteristisches, vielfach auf den Tag Bezug habendes und kurz erläutertes Bild aus Geschichte und Geographie und ihren Grenzgebieten.

— „Arenas“, die in der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinende Oktavgabe von Ueber Land und Meer entbietet ihren Lesern den Weihnachtsgruß. Reich und prächtig geschmückt, kommt ihr fünftes Heft zu den Familien, um dort einige trohe Stunden zu spenden. Die verschiedenen Weihnachtsskizzen, die diesmal natürlich Szenen aus dem Feld zeigen, werden begleitet von einer Reihe fesselnder Aufsätze, zum Beispiel über die verchiedenen deutschen und österreichischen Kriegsborden, die wir alle im Bild kennen lernen: über die gefährliche Kunst des Minensuchens; über den Anomann, der im Krieg eine große und durchaus nicht leichte Tätigkeit entfaltet; über das unglückliche schöne Opem. Praktische Hinweise für den Weihnachtstisch, die ausführliche Kriegschronik, ein ganzes Kabinett fesselnder Kriegsphtographien stehen neben belletristischen Schlachtskizzen, neben Karl Hauptmanns in Leipzig längst erfolgreich uraufgeführtem Einakter: Die Toten singen, und neben dem in diesem Heft neu begonnenden Roman des geleierten Schweizer Dichters Ernst Zahn: Der Bergstob.

— Zwei Jugendbücher sind im Scherlschen Verlag erschienen, die auf den Weihnachtstisch unserer Knaben und Mädchen gehören. An die Knabenschaft wendet sich „Scherls Jungdeutschland-Buch 1915“, ein prächtig ausgestatteter, reich mit Abbildungen geschmückter Band (Preis geb. 4 Mk.), der hiermit im zweiten Jahrgang vorliegt und von Major Maximilian Bayer, dem Zweiten Vorsitzenden des Deutschen Pfadfinder-Bundes, herausgegeben worden ist. Kein Beringerer als Generalfeldmarschall Freiherr von der

Goly hat das schöne Werk der Ehre gewürdigt, ein Gesellschaftwort dafür zu schreiben, in dem er die Zwecke und Ziele des von ihm geförderten Jungdeutschland-Bundes mit markigen Worten skizziert. Selbstverständlich steht Scherls Jungdeutschland-Buch im Zeichen des Krieges. In fesselnden Erzählungen und belehrenden Aufsätzen, in packend illustrierten Episoden von den Kriegsschauplätzen und in flammenden Gedichten wird unserer großen Zeit gehuldigt. Eine Reihe unserer besten Schriftsteller haben dazu beigetragen. Die prächtigen Illustrationen stammen von namhaften Künstlern. Daneben kommen aber auch die verschiedenen Gebiete friedlicher Wissenschaft und Technik zu ihrem Recht, ebenso wie die mannigfachen Liebhabereien der Knabenwelt und ihre Freude an ergötzlichen Dingen. Als Gegenstück hierzu tritt zum erstenmal „Scherls Jungmädchen-Buch“ in ebenfalls höchst anziehender, wahrhaft künstlerischer Gestalt an die Öffentlichkeit (Preis geb. 4 Mk.). Ein ganzer Stab auserwählter Kräfte hat sich hier unter der Leitung von Lotte Gubacke vereinigt, um in Wort und Bild Muster-günstiges zu bieten. Dieses geübte und frische Mädchenbuch hat mit den satism bekannten Erzeugnissen der sogenannten „Bachsch-literatur“, mit ihrer Seichtheit und faden Süßlichkeit nichts gemein. Wohl ist es auch sein Bestreben, zu unterhalten und zu erfreuen, aber auf eine würdige, allem hohlen Tand abgekehrte Weise und in literarisch vortrefflicher Form. Es will belehren und fördern, ohne langweilig zu sein, und trifft ausgezeichnet den richtigen Ton, der sich an Kopf und Herz der jungen Menschenkinder wendet.

— In den Glutten des Weltbrandes. Berichte und Erzählungen aus dem Großen Heiligen Kriege um Deutschlands Ehr- und Österreichs Recht. Herausgegeben von Felix Henler. 1. Band. „Lieb Vaterland magst ruhig sein!“ 8. und 228 S. mit 1 Titelbild und 6 Bildern im Text. Würzburg, Verlag von Curt Rabigsch 1914, Brosch. 2 Mk., geb. 2,80 Mk. Noch rechtzeitig vor Weihnachten kommt dieses Buch der Erinnerung aus den großen Tagen der Mobilmachung und der ersten Kämpfe. In glücklicher Weise hat Herausgeber zunächst die Ursachen des großen Krieges für jedermann verständlich zusammengestellt. Es folgen die Schlachtenberichte des Generalquartiermeisters v. Stein, die so hohe Kraft, hehren Mut und tiefste Wahrheitsliebe atmen und nun beginnt der Reigen der 14 Erzählungen, die uns Stimmungsbilder aus der Heimat vermitteln und uns die belagerten Dörfer zeigen, wie sie sich in Erwartung des Feindes rüsteten, die uns endlich mit unseren Soldaten die Fahrt nach der Grenze antreten und die ersten Schlachten miterleben lassen. Ein 2. Band „Die Russenflut in Ostpreußen“ wird noch vor Weihnachten folgen.

— Der Kohnenträger von Verdun. Eine Geschichte aus der Kriegszeit des Jahres 1914. Der reiferen Jugend zu... von R. A. Stauffer. Illustriert von Arno Schumann. Verlag von A. Anton & Co., Leipzig und Berlin. Das von echt patriotischen Empfinden getragene Buch hat einen jungen Mann von 17 Jahren zum Helden, der, sobald der Krieg erklärt ist, von der Schulbank hinweg zur Fahne eilt, um voll hoher Begeisterung seinen Arm dem Vaterlande zu weihen. Wir sehen ihn alle sich ihm entgegenstellenden Widerstände überwinden und sich im Felde im wahren Sinne des Wortes als Mann bewähren.

— Die Hourillons, Roman aus dem Elsaß von Richard May. (Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, G. m. b. H. in Berlin SW. 11.) In das Ober-Elsaß mit seinen Nationalitätenkämpfen führt Richard Mays neuer Roman „Die Hourillons“. Er schildert die Irrungen, bis der Ausbruch des Krieges ein klares freudiges Bekenntnis zum Deutschen Reich erzwingt.

— Hausarzt-Kalender 1915. Von Dr. A. Dörfner, München. Preis 1 Mk. Würzburg, Verlag von Curt Rabigsch. Ein Wochenabreißkalender für Haus und Familie; für das ärztliche Sprechzimmer, für das Bureau, der schon durch seine gelungene Äuhere Aufmachung gefällt. Er will ein Freund sein in Dingen der Gesundheitspflege, ein Warner in gefunden, ein Berater in kranken Tagen, als Nebenwerk soll er das Publikum noch vor kurzweiliger Ausbeutung bewahren. Der Arzt soll nicht etwa entbehrlich, sondern seine Tätigkeit soll unterstützt werden.

Rösselsprung.

ab	weise	je	preise	harten	spart	mens	die
um	ar	selten	büdel	der	gab	dem	des
der	was	tend	ein	fals	mühe	treue	helt
bei	schweb	sich	die	wissens	gott	schla	ringt

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Zitatenrätsels in voriger Nummer: Kühn war das Wort, weil es die Tat nicht war.